

MONSTER GOTT

ROMAN



park x ullstein

CAROLINE
SCHMITT

Caroline Schmitt
MONSTERGOTT

Caroline Schmitt

MONSTERGOTT

Roman

park x ullstein



park x ullstein ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.parkxullstein.de
Instagram: @parkxullstein

© 2025 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Rosart
Satz: Savage Types Media GbR, Berlin
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-98816-054-6

für Felix

PROLOG

»Wir sprechen jetzt zu dem Dämon in dir. Bist du bereit?«

»Ja.« Ben wippte auf dem Stuhl. Er war zweihundert Kilometer gefahren, damit diese beiden Männer zu dem Dämon in ihm sprechen würden. Natürlich war er bereit.

Der Mann mit der Glatze verließ die Halle und kam mit einem gelben Eimer zurück.

»Wenn du dich übergeben musst, nur zu. Was raus muss, muss raus.«

Von Bens Stirn perlte eine Mischung aus Schweiß und Öl, mit dem sie ihn eingerieben hatten.

Er starrte auf die übereinandergestapelten blauen Matten, den Basketballkorb an der Wand, die Kletterwände und auf den Gummiboden, der sich an manchen Stellen auflöste. In der Sporthalle hatte es schon nach Verzweiflung gerochen, bevor sie aufgetaucht waren. Unter der Woche wurden hier Kinder von christlichen Eltern unterrichtet, am Wochenende fanden Spezialinterventionen für Menschen wie ihn statt. Als sie am Morgen durch die Aula gelaufen waren, war er kurz wehmüdig geworden. In Esthers und seiner Schule hatten

keine Bilder von Daniel in der Löwengrube, Jona und dem Wal oder Noah auf der Arche an den Wänden gehangen.

Links von Ben war die Tür geöffnet, damit der Dämon ihn jederzeit verlassen konnte. Sein Deo kam nicht gegen die Angst an. Der Mann mit der Glatze presste seinen Handballen gegen Bens Stirn, der andere stand hinter ihm und drückte seine Hände auf Bens Schultern. Ihn konnte Ben auch riechen.

»Im Namen Jesu brechen wir die Macht der Finsternis durch das Blut Jesu. Wir entsagen uns dem Glaubenssystem von Satan, der keinen weiteren Tag regieren wird. Ab heute steht Ben, ein treuer Diener Gottes, ausschließlich unter dem Schutz des HERRN. Du hast keine Macht mehr über ihn. Das Spiel ist aus. Wir legen heute das Fundament für ein neues Leben. Gott weiß um Bens innerste Sehnsüchte und Gedanken. Seine Liebe ist stärker als die Finsternis, stärker als Bens Fleisch, stärker als jede Sünde! Im Namen Jesu, Satan, verschwinde! Schuraleila-lalala, Leialaleialaleia.«

Wenn jemand in Zungen betete, zuckte Ben zusammen. Jahrelang hatte er dafür gebetet, Gottes Geheimsprache zu empfangen. Das gehörte zu jedem gelungenen, zu jedem echten Christenleben dazu, dachte er. Aber Gott hatte ihm das Sprachengebet nie geschenkt. Vielleicht hatte er es ihm auch vorenthalten, weil er eben kein gelungenes, kein echtes Christenleben führte.

»Ich sehe, wie der Dämon diesen Raum verlässt. Er hat keine Macht mehr. In diesem Moment fliegt er zum Fenster raus. Amen!«

Als der Mann aufhörte zu beten, zitterte Ben immer noch. Das T-Shirt unter seinem Strickpullover war triefend nass. Er öffnete seine Augen, die sich erst wieder an den Raum gewöhnen mussten. Dann merkte er, dass seine gefalteten Hände an den Fingerspitzen vor Anspannung zusammengeklebt waren.

Der Mann, der hinter ihm gestanden hatte, kniete sich vor Ben und nickte, als hätte er zwei verunglückte Hände schon öfter gesehen.

»Der Geist der Selbstbefriedigung ist noch da. Er steckt tief.«

Der andere Mann zeigte auf den Eimer. »Im Zweifel auskotzen.«

Ben nickte. Der Mann hatte recht.

Egal, wie drückend die Atmosphäre in dieser Halle war, egal, wie schlecht es hier roch, egal, was Esther dazu sagen würde, Gott könnte und würde durch diese Männer wirken. Bens Körper wurde von einer Hoffnung durchflutet, die nur von Gott kommen konnte, einer Hoffnung auf Erlösung. Heilung und Frieden waren zum Greifen nah. Das glaubte er nicht, das wusste er.

»Was soll ich tun?«

»Sprich mir nach.«

1

BEN

Die Sommerfreizeit war die schönste Zeit im Jahr. Früher hatte Ben das ganze Schuljahr auf die Woche am See hingefiebert, in der er mit seinen besten Freunden durch die Wälder ziehen, Gruselgeschichten am Lagerfeuer lauschen und Gott begegnen würde. Inzwischen war er Mitarbeiter und passte auf die Kinder und Jugendlichen auf. Die Intensität war dieselbe. Spätestens nach dem ersten Abend, wenn sie ihre Leben aufgeräumt und alles aus der Welt geschafft hatten, was zwischen ihnen und dem Kreuz stand, waren sie auf einer Wellenlänge. Mitten in der Natur, zwischen Wäldern, Weiden und kleinen Stränden, war Gottes Wirken nicht zu übersehen. Alles knallte viel mehr als im Gottesdienst oder Hauskreis, weil sie davor und danach nirgendwo hinmussten. Ihnen hingen keine nervigen Lehrer oder Chefs im Nacken, auf sie warteten keine Hausaufgaben oder To-do-Listen. Stattdessen hatten sie sieben Tage, um Beziehung zu leben, zu Gott und einander. Das war jedes Mal zu wenig Zeit.

Ben kramte sein Waschzeug, frische Kleidung und die Bibel aus seinem Rucksack und stieg leise aus dem Zelt.

Die Teilnehmer schliefen noch, die anderen Mitarbeiter sowieso. Nach einer kurzen Dusche schlüpfte er in einen grauen Kapuzenpullover, auf den in gelber Schrift *faith over feelings* gedruckt war, in eine Jeans und in Schlappen. Morgens war es noch kühl auf dem Platz. Ben lief mit nassen Haaren zum See, seinem Lieblingsort für die Stille Zeit mit Gott. Früher hatten Noah und er ihre Initialen in den großen, morschen Baumstamm geritzt, der zur Hälfte im Wasser lag. B, N und ein J, für Jesus. Als Ben die Buchstaben gefunden hatte, setzte er sich im Schneidersitz auf die Rinde und schloss die Augen. Sein Morgen gehörte Jesus. Das war so, seit er denken konnte. Egal, wann er aufstehen musste, sein Wecker klingelte immer eine halbe Stunde früher. Wenn er vor Frühschichten am Flughafen sehr müde war, hörte er ein paar Verse aus der Hörbibel. Das war besser als nichts, aber eigentlich unpraktisch, weil man da so schlecht unterstreichen konnte.

Ben ließ seinen Blick über die Wasseroberfläche gleiten. Später würden sich hier Segel- oder Ruderboote verteilen, jetzt war er mit ein paar Haubentauchern und Enten allein. Er war immer noch beseelt vom letzten Abend. Als Mitarbeiter beteten sie im Vorfeld ausgiebig für die gemeinsame Zeit, für Gottes Leitung und für formbare Teilnehmer, für Zusammenhalt und nicht zuletzt für Spaß. Aber nicht sie wussten am besten, was die Gruppe brauchte, sondern der HERR. Gott lässt sich von uns nicht in die Suppe spucken, sagte sein Pastor gern. Das Wichtigste konnten sie ohnehin nicht planen: die Gegenwart des Heiligen Geistes.

Am Abend zuvor war sie so spürbar, so greifbar gewesen, das hatte Ben lange nicht mehr erlebt. Sie hatten stundenlang füreinander gebetet, die Lobpreiszeit jauchzend und tanzend in die Länge gezogen, und dann, als längst Bettruhe war, leise in kleinem Kreis weitergemacht. Seine vier Jahre ältere Schwester Esther hatte »Mein Erlöser lebt« in Endlosschleife auf der Gitarre gespielt. Zeit war hier kein Maßstab. Wenn Nicht-Christen ihn fragten, warum er so viel mit seiner Gemeinde unternahm, wusste er nicht, wie er das erklären sollte. Wie übernatürlich es war, wenn sie im Heiligen Geist wandelten und er ihnen Verletzungen, Fehler und Scham aufzeigte, die Jesu Blut längst reingewaschen hatte. Schon jetzt war so viel Heilung passiert. Ben hatte nicht wenige tränenverschmierte Gesichter gesehen, die am Ende des Abends wieder lächelten. Zwei Mädchen hatten sich beieinander entschuldigt, ein Junge war zu ihm gekommen und wollte für seine Eltern beten, und ein Mädchen hatte ihr Leben Jesus gegeben. Das war das größte Privileg, bei solchen Momenten dabei sein und jemanden auf seinen ersten Schritten mit Jesus begleiten zu dürfen. Dieser Weg führte in grenzenlose Freiheit. Das konnte man nicht erklären, das musste man erleben. Jesus war eine Droge, die sofort abhängig machte und trotzdem unbedenklich war. Wer einmal von ihm gekostet hatte, der wollte mehr von seinem süßen, köstlichen Nektar. Viele hier wehrten sich, schlafen zu gehen, weil sie nichts verpassen wollten. Auch Ben hatte erst um drei Uhr im Zelt gelegen.

Gerade las er wieder das Lukasevangelium. Die Bibel,

mit der er seit seiner Taufe arbeitete, hatte kaum mehr weiße Fläche. Wichtige Sätze kreiste er ein, neben besonders wichtigen malte er zwei Ausrufezeichen. Egal, wie oft er die Schrift schon gelesen hatte, er entdeckte immer Neues, weil Gott stets durch andere Stellen sprach. Manchmal raste Ben aber auch kopflos durch die Bibelzeit und war danach nicht in der Lage, das Gelesene wiederzugeben. An anderen Tagen war sein Fokus wieder so scharf wie während der Arbeit als Fluglotse. Zum Glück war Christsein kein Sprint, sondern ein Marathon. Zum Glück wusste Gott, dass Ben nicht perfekt war. Zum Glück hatte Gott ihn trotzdem erwählt. Diese bedingungslose, unverdiente Liebe machte ihn fertig. Vergebung als Selbstverständlichkeit. Das Kreuz als Versprechen. Und alles, was Gott im Gegenzug wollte, war ein reines Herz, das sich nach ihm verzehrte. Aber Bens Herz wusste auch nicht, was es sonst tun sollte. Vielleicht lag das an seinem christlichen Elternhaus, vielleicht hätte er auch sonst irgendwann zu Gott gefunden. Egal. Das Ergebnis zählte, und das Ergebnis war, dass Ben seinem himmlischen Vater mit jedem Tag noch näher sein und noch dringender ein Leben führen wollte, das ihn ehrte.

Als Nächstes ging er seine Notizen für die Morgenandacht durch. Er konnte sich gut vorstellen, neben dem Lobpreisteam und der Hauskreisleitung noch weitere Aufgaben in der Gemeinde zu übernehmen. Vielleicht würde der Pastor ihm irgendwann die Jugendarbeit anvertrauen. Die Kinder mochten ihn, weil er ehrlich war, weil er für Jesus brannte und anpackte, wo jemand Hilfe

brauchte. Das war selbstverständlich für ihn. Dienen war ein Verb.

Die Sicht über den See reichte so weit, dass Ben in der Ferne ein paar Hügel erkennen konnte. Er fotografierte Gottes Schöpfung leidenschaftlich gern. Das war der einzige Grund, weshalb er auf Instagram war. Seine Kollegen zogen ihn immer auf, dass er seine Wanderungen doch von Outdoor-Marken sponsern lassen könnte, genug Follower hätte er schließlich, wären da nicht diese komischen Bibelverse, die er unter seine Fotos schrieb. Ben öffnete lächelnd seine Handykamera. Er rutschte ein Stück nach hinten, damit Kenner sahen, auf welchem Stamm er saß. Dabei folgte Noah ihm gar nicht.

Später blickte Ben in fünfzig verschlafene Gesichter. Nicht alle Augen gingen nach dem Gebet wieder auf. Das verschlafenste Gesicht von allen gehörte seiner Schwester, die am laufenden Band gähnte und ihre Kaffeetasse so fest umklammerte, als handele es sich um eine Rettungsleine. Ben las aus Matthäus 18, 20: »Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte.« Er fragte, ob sie sich auf das freuten, was Gott heute für sie vorbereitet hatte. Die Kinder sagten im Chor »Ja«. Ben fragte noch mal, ob sich alle auf das freuten, was Gott vorbereitet hatte. Die Kinder wussten, dass sie beim zweiten Mal lauter rufen und beim dritten Mal schreien sollten.

In der Zwischenzeit hatte das zuständige Küchen-team ihr Frühstück aufgebaut. Aufbackbrötchen, Schoko-creme, Teegranulat und Obstsalat aus der Konserve mit

Seeblick, unter freiem Himmel. Was für ein Luxus. Effy, die dreizehnjährige Stieftochter des Pastors, setzte sich für ihre morgendliche Portion Zuneigung auf Esthers Schoß, obwohl die Holzbänke nicht gerade stabil waren und sie dafür eigentlich zu groß war.

»Wer freut sich auf die Überraschung?«, rief Esther über den Tisch. Die Kinder jubelten, weil ihre Überraschungen legendär waren. Dieses Jahr würde sie eine Plastikplane über den Hang vor dem Waldstück spannen und darauf mehrere Liter verdünnte Schmierseife schütten. Dann würde stundenlang gerutscht, hoffentlich ohne Knochenbrüche.

»Vorher müsst ihr euch leider noch durch meine Predigt quälen!«

Der Pastor legte Ben lachend seine Hände auf die Schultern. Der verschluckte sich an seinem Kaffee. Gelächter. Wenn der Pastor kam, wurde die Stimmung noch ausgelassener. Alle freuten sich, dass er Zeit mit ihnen verbringen wollte. Die Jungs, weil sie so cool werden wollten wie er, und die Mädchen, weil sie irgendwann mit jemandem wie ihm verheiratet sein wollten.

Der Pastor trug Bootsschuhe, eine beige Chino, ein strahlend weißes Shirt und eine Bauchtasche von Louis Vuitton. Gute Kleidung ist ein Zeichen von Respekt für seine Mitmenschen, sagte er gerne. Das stimmte natürlich. Ben trug trotzdem Jeans und T-Shirt oder Jeans und Wollpullover.

»Was machst du denn schon hier?«, fragte Ben.

»Charly ist diese Woche auf einer Messe, und ich kriege

es nicht hin, einzukaufen», sagte er schulterzuckend. Seine Frau war Grafikdesignerin und Hochzeitsplanerin. Die meisten Feiern organisierte sie auf ihrem eigenen Hof außerhalb der Stadt. Das war ein wunderschöner Ort mitten in der Natur, zwischen Weinreben und Wildblumen. Sie hatten eine kleine Rösterei, eine Sauna und einen Bungalow, der ab und zu vermietet wurde. Durch sein Studium in Australien kannte der Pastor viele christliche Musiker aus der ganzen Welt, die sich hin und wieder bei ihnen einquartierten und auf der Hängematte oder im Wintergarten neue Inspiration fanden.

»Habt ihr noch was übrig?« Der Pastor wartete die Antwort nicht ab und setzte sich neben Ben.

»Und meine Effy hat vergessen, dass es noch andere Farben als Schwarz gibt?«

»Ich bin nicht deine Effy!« Sie war von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet und hatte sich zur Sicherheit noch eine extradicke Linie Kajal unter die Augen gemalt.

»Schade.«

»Weil du letzte Nacht so schlecht gespielt hast«, kicherte sie.

»Psst«, flüsterte der Pastor. Die ganze Gemeinde kannte ihr Geheimnis, trotzdem machte sich der Pastor einen Spaß daraus, es vor Charly zu verheimlichen: Wenn er oder Effy nicht schlafen konnten und die andere Person noch wach war, schrieben sie sich eine kurze Nachricht und verabredeten sich zum Schach.

Der Pastor biss übermütig in eine Brötchenhälfte und wandte sich Effys bester Freundin Tash zu, deren Eltern

ihr zum ersten Mal erlaubt hatten, zur Freizeit mitzukommen. Gestern war Ben sich nicht sicher gewesen, ob das so weise gewesen war. Auf Freizeiten sollten die Mädchen sich ein T-Shirt über ihren Bikini oder Badeanzug ziehen, wenn sie schwimmen wollten. Das diente ihrem eigenen Schutz. Tash hatte lautstark dagegen protestiert und auch Effy dazu gebracht, ohne Shirt ins Wasser zu springen. Jungs durften mit nacktem Oberkörper baden gehen. Und sie sollten sich noch mehr anziehen? Wie unfair! Dann war alles anders gekommen.

»Ich habe mein Leben Jesus gegeben«, erzählte Tash.

Der Pastor riss seinen Mund auf.

»Wirklich!?«

Tash nickte stolz.

»Leute! Ihr seid alle viel zu verschlafen! Tash hat sich gestern Abend bekehrt! Habt ihr das mitbekommen? Könnt ihr das bitte feiern? Guten Morgen! Halleluja!«

Die Gruppe klatschte.

»Geht doch«, sagte der Pastor. »Das ist jetzt schon das Highlight meiner Woche, Tash!«

Tash genoss die Aufmerksamkeit sichtlich. Sie wirkte wie ausgewechselt, viel offener und freundlicher. Als wäre da eine Blockade gewesen, die Jesus gelöst hatte, dachte Ben.

Nach dem Frühstück stellten er und der Rest des Lobpreistteams sich auf den roten Teppich im Versammlungszelt. Ben spielte das erste Lied auf dem Keyboard an, C-Dur, F-Dur, a-Moll und G-Dur. Er trat auf das Haltepe-

dal und schloss die Augen. Jesus anzubeten, bedeutete ihm die Welt.

»Danke Gott, dass du uns diese kostbare Zeit miteinander geschenkt hast. Sei mitten unter uns, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Ich bitte dich, dass du dich weiter offenbarst, dass du unsere Herzen beschützt und unseren Geist lenkst, und dass jeder Einzelne in diesem Zelt dir am Samstag näher ist als heute. Segne uns. Amen.«

»Amen«, sagte Esther. Über seine Schwester konnte man sagen, was man wollte, aber im Lobpreis gab sie hundert Prozent. Im Gegensatz zu Ben hatte sie keine Hemmungen, ihren ganzen Körper zur Anbetung zu gebrauchen. Sie hüpfte in einer hellblauen Ballonhose auf der Stelle, während Ben bloß nickte. Die erste Reihe tat es Esther gleich.

Während der Gebetszeit sollte sich jeder eine Sache überlegen, um die er Gott bitten würde. Esther kniete sich auf den Teppich und hob ihre Arme. *Lead me to the cross.* Der Pastor verteilte weiße Zettel, auf die jeder sein Anliegen schreiben und an das zwei Meter hohe Holzkreuz heften sollte. Das Kreuz am Zelteingang war die Erinnerung daran, was Gott für sie getan hatte: Er hatte seinen geliebten, einzigen Sohn nicht nur geopfert, er hatte zugelassen, dass dieser brutal ans Kreuz genagelt wurde, damit jeder von ihnen ewiges Leben haben konnte. Wer einmal durchdrungen hatte, was das bedeutete, und Ben war sich nicht mal sicher, ob das auf ihn zutraf, der würde sich davon sein Lebtag nicht erholen. Jesus von Nazareth, König der Juden. INRI. Ben würde »Heilung

und Vergebung« auf sein Zettel schreiben. Das war vage, aber Gott wusste, was er meinte.

Der Pastor begann seine Predigt mit einem Bibelvers. »Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatz seines Herzens das Gute hervor, und der Böse bringt aus dem Bösen das Böse hervor; denn aus der Fülle des Herzens redet sein Mund.« Lukas 6, 45. Im Volksmund: Wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über. Der Pastor sprach über die Verantwortung als Christen, wachsam zu sein, womit »wir unseren Geist füllen«, besonders im Hinblick auf Bücher, Filme und Serien. Klassische No-Gos: Zauberrei. Zu viel Haut. Killerspiele.

»Der Punkt ist«, sagte er, »wenn wir Jesus wirklich lieben, dann fühlt sich das nicht an wie Verzicht. Es geht mir nicht darum, dass ihr stur Gesetze befolgen sollt. Aus eigener Anstrengung schafft ihr das sowieso nicht, so viel kann ich euch verraten. Der Punkt ist, wenn wir jeden Tag mit Jesus leben, uns nach ihm ausstrecken und ihm gefallen wollen, dann wird es uns ein Leichtes sein, seinen Weg zu gehen und alles sein zu lassen, was uns nicht gut tut. Versteht ihr, was ich sagen will?«

Nicken. Wer Jesus liebt, dem fällt es leicht, nicht zu sündigen, dachte Ben.

»Wenn du dich fragst, ob Gott etwas gegen das haben könnte, was du dir im Fernsehen reinziehst, dann ist die Antwort: Ja. Sonst würdest du dich das nicht fragen, oder? Kann sein, dass du beim ersten oder zweiten Mal noch nichts merkst. Aber du weißt nicht, zu welchem Menschen dich dieser Schweinkram auf lange Sicht

macht. Was dich nicht näher zu Gott bringt, entfernt dich von ihm. Amen?«, fragte der Pastor.

»Amen«, sagte die Gruppe zaghaf.

»Amen?«, jetzt quietschten die Lautsprecher.

»Amen«, riefen alle.

Bens Zeitrechnung mit Gott begann vor fünfzehn Jahren, als ihr früherer Pastor, drei Älteste und sein Vater ihn ganz in Weiß in den See getaucht hatten. Mit durchsichtiger Kleidung stieg Ben aus dem Wasser und war wieder geboren. Seine Gemeinde begrüßte ihn mit lautem Jubel und Gesang. Wer den Glauben mit der Muttermilch aufgesogen hatte, für den änderte sich nach der Taufe nicht viel. Trotzdem war es etwas anderes, die Entscheidung für Gott ganz eigenständig zu treffen, vor den Augen aller Menschen, die wichtig waren. Seiner Gemeinde-Clique zum Beispiel, mit der er mehr gemeinsam hatte als mit seinen Mitschülern. Noah, Hannah, Esther, Paul und er wollten Erweckung, sie wollten dabei sein, wenn Gott die Mächte der Finsternis besiegte, wenn die ganze Welt erkennen würde, wer hier der Chef war. Sie hatten ihre Eltern tyrannisiert, sie jeden Sonntag in einen anderen Gottesdienst zu fahren. Je weiter weg, desto besser. Einmal hatten sich Noah und er ein Kreuz auf die rechte Pobacke tätowieren lassen, Königskinder unter sich. Noah bekam zu Hause ziemlichen Ärger. Bens Eltern fanden, das Kreuz sei ein »starkes Signal« und fragten nur, ob eine andere Stelle es nicht auch getan hätte. Leider nein. Sie wollten mehr von Gott, bis er ihnen das Zungengebet

schenkte, allen außer Ben, das war an Silvester, als sie in einem Stadion voller Christen dem neuen Jahr entgegenfieberten. Einmal beteten sie so lange für ein reinigendes Gewitter, bis es tatsächlich anfing zu regnen. Sie führten Tänze in Fußgängerzonen auf, sangen Lobpreislieder und erzählten Fremden von der guten Nachricht, jeder mit mindestens fünf *WWJD*-Bändchen um sein Handgelenk. *What would Jesus do?* Das war ihre Handlungsmaxime. Gleichzeitig war jeder Versuch, seiner Liebe würdig zu werden, zum Scheitern verurteilt. Unzulänglichkeiten und wiederholtes Versagen waren in Gottes Rechnung mit einkalkuliert. Deshalb standen christliche Werte so oft im Widerspruch zur Welt – vor allem zu seiner.

In Bens Job schafften nur fünf Prozent aller Bewerber den Eignungstest und wurden für die Fluglotsenausbildung zugelassen. Entweder man besaß ein räumliches Vorstellungsvermögen, konnte unter Druck konzentriert arbeiten und binnen Sekunden auf einen anderen Plan umschwenken, oder eben nicht. In der Luftfahrt gab es keine Stopptaste. Man konnte nicht rechts ranfahren, den Motor ausstellen und in Ruhe nachdenken. Die Prüfer und Psychologen, die die Spreu vom Weizen trennten, waren knallhart. Wer die Prüfung beim ersten Mal nicht schaffte, hatte Pech gehabt. Ihre Fehlertoleranz war minimal bis nicht existent. Schlechte Tage durfte es nicht geben.

Im Reich Gottes gab es keine Qualifikationen, Charaktereigenschaften oder Scheine, ohne die man nicht rein kam. Es war völlig irrelevant, was jemand geleistet hatte, wie alt oder jung er war oder wie oft er gescheitert war. Die

Tore des Himmels waren weit geöffnet, die Engel jubelten über jeden Einzelnen. Bens Hoffnung war, dass irgendwann kein auserwählter Bruchteil, sondern hundert Prozent der Menschheit zu Jesus finden würde. Wie in *Come now is the time to worship*.

One day every tongue

Will confess you are God

One day every knee will bow

Still the greatest treasure remains

For those who gladly choose you now

Deshalb waren ihre Missionseinsätze auch so ein wichtiger Teil der Freizeiten, vielleicht ihr Höhepunkt. Als die Hälfte des Camps vorbei war, diverse blutende Knie und Wespenstiche verarztet und Dutzende Freundschaftsarmbänder geknüpft waren, fuhren sie mit mehreren Autos in die Stadt. Ihr Ziel: das Reich Gottes wachsen zu sehen. Im Kofferraum waren Plakate aufgerollt, auf die die Kinder mit Wachsmalstiften Bibelverse geschrieben hatten, wie aus Johannes 3, 16: »Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat.«

Nachdem sie genug Parkplätze gefunden hatten, liefen sie schwer bepackt durch die Fußgängerzone und bauten sich vor dem großen Kaufhaus auf. Die Jüngeren konzentrierten sich auf Drei-Wort-Botschaften, die es in sich hatten: »Gott ist Liebe«, »Hoffnung für alle« oder »Für dich gestorben« und verteilten Traktate an Menschen, die vielleicht noch nie davon gehört hatten, dass Jesus lebte.

Die Älteren hatten gemeinsam mit Esther einen Tanz einstudiert, den sie zu poppigem Lobpreis immer wieder aufführten.

Der Großteil der Passanten wandte sich nach dem Ende der Performance ab, einige blieben stehen und tuschelten. Esther holte tief Luft und wandte sich an die, die geblieben waren. »Was wir Ihnen mitgeben möchten, ist: Egal, was Ihre Situation ist, egal, was Sie belastet, Sie sind gut genug für Jesus. Auch wenn Sie sich nicht so fühlen. Sie müssen Ihr Leben nicht im Griff haben, um mit ihm zu sprechen.«

Ben glaubte, dass Christen die glücklicheren und attraktiveren Menschen waren. Nicht, weil sie besser waren, sondern weil sie Gott an ihrer Seite hatten. Die Lebensfreude und Energie, die ein Leben mit ihm mit sich brachte, waren nicht zu übersehen. Jeder Mensch kam mit einem *God-shaped hole* auf die Welt. Deshalb war es leicht, Jesu Hilfe anzunehmen. Er wünschte jedem in dieser Stadt den Mut, es zu tun. Es gab keinen richtigen oder falschen Zeitpunkt, sich nach ihm auszustrecken. Der richtige Zeitpunkt war genau jetzt.

»Auf einer Skala von eins bis zehn, wie katastrophal war das?«, flüsterte Esther nach der Aufführung in Bens Ohr.

»Eins ist gut, zehn katastrophal?«

Esther nickte.

»Sieben.«

»Das ist nett«, sagte sie. »Ich glaube, es war eher eine Neun. Soll ich allen eine Kugel Eis ausgeben?«

»Besser neun«, antwortete Ben.

Während Esther zur nächsten Eisdiele lief, räumten er und die anderen Mitarbeiter den Büchertisch und ihre Plakate zusammen. Ben wollte sich konstant in einem Zustand des Gebets bewegen. Die Kommunikation mit Gott sollte nie abreißen. *The rest is just noise*, hatte er am Morgen in sein Tagebuch geschrieben. Je näher er Gott war, desto weiter weg war die Sünde. Im Alltag fiel ihm das ständige Gebet schwerer als im Kontext von Freizeiten, wo Gott ohnehin der kleinste beziehungsweise größte gemeinsame Nenner war.

»Woher weißt du, dass es Gott gibt?«, fragte ihn der zehnjährige David vom Beifahrersitz, als sie zurück zum See fuhren.

»Wie kommst du jetzt darauf?«, fragte Ben.

»Eben hat eine Frau gesagt, ich soll im Bio-Unterricht besser aufpassen. Und dass wir Opfer von Gehirnwäsche sind.«

»Das ist keine Gehirnwäsche, sondern die Wahrheit. Was hast du geantwortet?«

»Dass Jesus sie liebt.« David sah nachdenklich aus dem Fenster.

»Die Sache mit dem Glauben ist die«, sagte Ben, »es heißt Glaube und nicht Wissen. Glaube ist größer als Wissen. Das, was man nicht sehen kann, ist schwer zu beschreiben. Das heißt aber nicht, dass es Gott nicht gibt.«

Ben wusste, dass es ihn gab, weil er eine Liebe in sich spürte, die größer war als er. Gott war das Ende aller Zwei-

fel. Gott war Sicherheit und Gnade. Gott wärmte ihn wie eine Suppe, die er schon seit Jahren löffelte und die trotzdem nicht fad schmeckte.

»Hm«, sagte David.

»Wirkte die Frau zufrieden auf dich?«

»Keine Ahnung.«

»Ich glaube, ich weiß, wen du meinst. Man kann Gott in den Gesichtern von Menschen sehen. Wer mit Gott lebt, ist schön. Wenn du mal drauf achtest, erkennst du schnell, ob jemand von innen strahlt oder Groll in sich trägt. Es heißt nicht umsonst Zornesfalte.«

»Was, wenn sie nur einen schlechten Tag hatte?«, fragte David. »Meine Mutter hat auch eine Zornesfalte.«

»Die Frau sah eher nach einem schlechten Jahr aus. Weißt du was, Gott wird sich ihr noch offenbaren. Bei manchen dauert es länger. Vielleicht ist heute Nachmittag ein Prozess in Gang gekommen.«

»Das wäre schön«, sagte David.

2

ESTHER

Als Esthers Wecker klingelte, lag sie schon mehrere Stunden wach. Dabei hatte ihr Körper das Schlafdefizit der Freizeit längst nicht aufgeholt. Am Abend zuvor war sie endlich mal wieder mit Hannah unterwegs gewesen. Sie hatten so viel zu besprechen gehabt. Ihre beste Freundin steckte in Hochzeitsvorbereitungen und war zum ersten Mal, seit sie sich kannten, nicht mit zur Freizeit gekommen. Vielleicht war die Woche deshalb so seltsam gewesen. Zwischen den Sessions war Esther immer wieder in ein Loch gerutscht.

Der letzte Tag hatte ihr den Rest gegeben. Da zog die Gruppe traditionell los, um Land zu erobern. Das hatten schon die Israeliten im Alten Testament gemacht. Nachdem Gott sie in Ägypten aus der Sklaverei befreit hatte, wanderten sie vierzig Jahre durch die Wüste, um das verheißene Land zu erreichen. Knapp dreitausendfünfhundert Jahre später marschierte die Jugend ihrer Gemeinde nur mit Schlafsäcken bepackt durch den Wald, ohne Wasser, Insektenspray oder Handys. Niemand gab den Weg vor, den mussten sie unter sich aushandeln, aber